

20]

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Schließlich brachte sie es dahin, Céline vollständig zu tyrannisieren. In dieser stolzen, den Grund ihres Wesens bildenden Herrschaft meldete sich wieder das väterliche Blut. Sie liebte es, zu befehlen. Ihr eignete die tiefe, barsche Stimme der Menschen, die anzuschaffen verstehen, und Céline, noch immer vom Verlangen nach dem Manne zerwühlt, unterlag durch einen seltsamen Zauber den süßen Gewalten dieses Kraft und Entschlossenheit atmenden Weibes.

Germaine erteilte ihr allerlei Weisungen. Sie solle sich nicht einfallen lassen, sie je zu verraten, sonst würde sie ihre bitterste Feindin werden statt der guten Freundin, die sie ihr jetzt sei. Und als Céline nicht so recht begriff, wodurch sie sie verraten könne, erklärte es ihr Germaine auf eine Art, die sie um nichts klüger machte. Und ganz bestürzt ob ihrer Dummheit starrte das arme Ding sie an. Da wurde Germaine deutlicher. „Aber so versteh' doch! Wenn ich zum Beispiel einen Geliebten hätt', und Du es erzählen würdest, so wär' das Verrat!“

Céline zog die Brauen hoch.

„Einen Geliebten hast Du?“

„Das ist doch bloß eine Annahme gewesen. Aber es könnte doch möglich sein? Nur dürftest Du dann nichts ausplaudern.“

Und sie verbot ihr rundweg, über die Dauer ihres Weisammenseins etwas verlauten zu lassen, weder über die Zeit, wann sie kam, noch darüber, wann sie sich entfernte. Ein jeder hat seine kleinen Angelegenheiten, von denen er nicht will, daß andere Leute ihre Nase hineinstecken.

„Selbstverständlich,“ pflichtete ihr Céline bei, in Träumen verloren.

Germaine verließ sie nach dieser Unterredung, um mit Cachaprés zusammenzutreffen. Manches Mal wollte Céline sie begleiten, und sie hatte dann eine eigene, schroffe Art, sie abzuweisen. Immer jedoch wagte sie es auch nicht. Céline nahm ihren Arm, und so gingen sie ein Weilschen miteinander, bis Germaine nicht mehr an sich zu halten vermochte und sie mit einem energischen Worte zurückschickte.

Endlich allein, hielt nichts mehr ihren Jubel zurück, und frohlockend lief sie in den Wald.

Um sich vor Ueberraschungen zu bewahren, wechselten sie stets den Ort ihrer Zusammenkünfte. Bald wählten sie einen leicht erkennbaren Baum, bald einen engen Pfad im Gestrüpp, oder eine Wegkrenzung. Zuerst drang sie nur langsam vor, nach allen Richtungen behutsam Umschau haltend. Im Halbdunkel der Dämmerung nahmen die Baumstämme die Silhouetten menschlicher Gestalten an. Es währte erst längere Zeit, bis sie wieder beherzter wurde. Sie begann zu laufen, durchs dichteste Gestrüpp zu dringen, zur Abkürzung über Büsche von Heidekraut springend. Ein Ast klammerte sich an ihr Kleid; da zuckte sie leicht erschauernd zusammen. Und in Schweiß gebadet und leuchtend, sah sie ihn plötzlich auftauchen.

Ah! wie selig waren sie denn! Er erzählte, daß er schon stundenlang wartete, ohne sich vom Flecke zu rühren. Er machte ihr keinen Vorwurf; er war viel zu glücklich, sie wieder zu haben. Und es erschütterte sie bis ins Innerste ihres Herzens, sich so heiß geliebt zu wissen.

Nachend, stammelnd, halb trunken vor Freude, hob er sie mit seinen Armen empor und trug sie eine Strecke weit. Federleicht wog sie in seinem Arm, so kräftig sie auch war. Ihm war's eine wilde Freude, sie so innig an sich gedrückt zu halten.

„Wie, wenn ich Dich jetzt nicht mehr freigeben würde?“ fragte er.

Dann versetzte sie ihm einen leichten Schlag oder schlang ihre Arme um seines Hals und drückte ihre warmen Lippen auf seinen Nacken:

„Meinetwegen! Laß' mich immer an Deinem Hals hängen.“

Nun umklammerte er sie mit seinen Armen so heftig, daß er sie beinahe zerdrückt hätte. Manchesmal wallte in ihm eine gewalttätige, wilde Liebe auf, und dann schmerzten seine

Küsse wie Bisse. Seine Lippen gruben sich in ihr Fleisch, seine Kiefer bebten in einem Krampfe. Und bis zur Besinnungslosigkeit wiederholte er, daß er sterben würde, wenn sie aufhören würde, ihn zu lieben; seinen Leichnam würde man irgendwo in einem Gebüsch oder auf einem Baume hängen finden. Dabei zerfleischte er sich mit seinen eigenen Nägeln, um ihr zu beweisen, wie wenig er sich aus seinem Körper mache.

Dann warf sie sich über ihn, um seinen Händen zu wehren und beschwor ihn fast zürnend, an ihre Liebe zu glauben.

„Wenn ich Dir doch sag', daß ich Dich bis in den Tod lieben werd' . . .“

Die Augen auf ihren Mund geheftet, das Gesicht von seligem Entzücken verklärt, stammelte er dann:

„Noch einmal . . . sag' das noch einmal . . . sieh mich an!“

Manchesmal unterbrach er sie:

„Nein, diesmal hast Du's nicht schön gesagt.“

Sie versetzte ihm einen leichten Schlag und sprach ungeduldig:

„Du Narr.“

Da wurde er plötzlich betrübt.

„Du hast ja recht, ich bin ein dummer Kerl! Aber wenn ich daran denke, daß Du nichts mehr für mich fühlen könntest, ach! da dreht sich mir alles in meinem Kopfe wie ein Mühlrad herum.“

Sie zuckte die Achseln.

Bis zur vollständigen Dunkelheit blieben sie beisammen.

Das ernste Schweigen der Natur breitete sich über ihre Einsamkeit. Wie zwei lichte Flecke hoben sich ihre Gesichter von den schwarzen Schatten ab. Eng aneinandergeschmiegt, beobachteten sie das Wachsen des Schimmers auf ihren Angeshtern und flüsterten sich zärtliche Dinge ins Ohr.

Ein andermal horchten sie aufs Erschauern des Forstes, der in den von der Erde gen Himmel immer höher und höher schwellenden Fluten der Finsternis unterging. Und nichts konnte sich mit ihrer Wonne messen, von Minute zu Minute mehr in den Wogen der unendlichen Dunkelheit zu versinken.

Immer war sie diejenige, die zum Aufbruch mahnte.

„Schon?“ fragte er dann.

Er jammerte, wollte sich nicht in die Trennung fügen. Er nahm wie verzweifelt ihren Kopf zwischen seine Hände und beschwor sie, noch zu verweilen. Oder er umklammerte sie mit seinen Armen und rief mit einem häßlichen Lachen:

„Geh', wenn Du kannst!“

Dann mußte sie sich aufs Bitten verlegen, daß er sie freigäbe. Sie führte alle erdenklichen Gründe an, ihren Vater, die Brüder, die Notwendigkeit, vorsichtig zu sein. Er stampfte, immer mehr in Hitze geratend, mit den Füßen auf den Boden, und zum Schlusse erwachte auch noch die Eifersucht in ihm.

„Wie? Was? Deine Brüder? Hast vielleicht Deine Brüder lieber als mich, Deinen Mann?“

Sie wurde ernstlich böse.

„Jetzt hab' ich genug. Laß' mich los!“

Ihr harter Wille machte ihn gefügig und auch ein wenig feige. Der Griff seiner Hände, die eben noch ihre Faust umklammert hielten, lockerte sich, und von Härlichkeit überströmend, liebkosten sie Germaine, statt sie zu pressen. Er stieß wehe Senfzer aus, um sie zu erweichen, doch unternahm er keine Versuche mehr, sie gewaltfam zurückzuhalten.

Bis an den Waldessaum geleitete er sie. Manchesmal beängstigte sie der Gedanke an die Heimkehr, und ihr Abschied ward küßler. Dann überkam ihn wieder die Eifersucht, und er folgte ihr von weitem, bis er sie mit ihren gemeinsamen Schritten den Hof durchqueren und im Hause verschwinden sah.

Diesmal war er ihrer sicher.

19.

Eines abends fand sie die Türe versperrt.

Das war eine arge Ueberraschung! Sie umkreiste ein paarmal das Gehöfte, um einen anderen Einlaß zu finden. Der Hof besaß zwei Einlaßstore; dasjenige, das nach dem Obstgarten ging, war in zwei Teilen zu öffnen. Die oberen Torflügel besaßen keinen Riegel.

Sie ergriff eine Stange und stemmte diese gegen die Lüre. Doch die wich nicht. Dann versuchte sie, durch den langsamen, kontinuierlichen Druck ihrer Schultern die schweren Bohlen zu lodern. Vergebens! Dann kam ihr in den Sinn, über die Mauern zu klettern, doch waren sämtliche Leitern eingezogen. Als sie sah, daß alles vergeblich sei, warf sie sich in finsterner Verzweiflung zu Boden.

Am Ende hatte man von ihren nächtlichen Ausgängen erfahren? Vielleicht hatte ihr einer der Brüder den Schaber nach gespielt, alle Türen vor ihrer Rückkehr zu schließen? Morgen, wenn sie sich ins Haus schleichen würde, wartete ihr ein Empfang mit Schimpf und Schmach; und im Geiste hörte sie schon Sulottes strenge Stimme wie wuchtige Keulen schläge auf sich niederschlagen. Was wollte sie erwidern?

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Berliner Aquarium.

Knapp drei Jahre sind es her, daß das alte Berliner Aquarium, das „Unter den Linden“ sein etwas primitives Domizil viele Jahre gehabt hat, und das infolge des Zusammentreffens mancher ungünstlicher Umstände in finanzieller Beziehung stets zu kämpfen hatte, seine Pforten schließen mußte, um der fortschreitenden Bebauung der Friedrichstadt mit rentableren Geschäftshäusern usw. zu weichen. Seit gestern nun besitzt Berlin wieder ein Aquarium. Um die Mittagsstunde wurde es unter Beteiligung staatlicher und städtischer Behörden und mit Ansprachen, die die Brücke vom Alten zum Neuen schlugen, vor allem auch des „Schlangenhermes“, des Direktors des früheren Aquariums, gedachten, eröffnet. Dr. Hef vom Zoologischen Garten sagte, er glaube nicht, daß irgendein Aquarium der Welt reichhaltiger und vollständiger eingerichtet worden sei. Im Zoologischen Garten am Kurfürstendam, nahe beim Elefantentor, ist das neue Institut als ein dreistöckiger Bau von 53 Meter Länge aufgebaut und in großzügiger Weise eingerichtet worden. Berlin hat mit diesem neuen Aquarium nicht nur die Anzahl seiner großen Sammlungsanstalten um ein wirklich sehenswürdiges vermehrt, sondern sich zugleich ein Institut geschaffen, das als eine äußerst wertvolle Volksbildungsanstalt bezeichnet werden muß.

Das kurz als „Aquarium“ bezeichnete Institut ist nun nicht nur ein Aquarium im eigentlichen Wortsinne, also nicht nur eine Sammlung von im Wasser lebenden Tieren, sondern besteht eigentlich aus drei ganz verschiedenen Instituten. Im unteren Stockwerk des Gebäudes befindet sich das eigentliche Aquarium, d. h. hier sind in der Hauptsache die 25 großen und 50 kleineren Behälter aufgestellt, die die Meeres- und Süßwasserfische enthalten. Auf der linken Seite stehen die Süßwasseraquarien, auf der rechten die Meereswasseraquarien. Da sehen wir unter anderem in dem einen der großen Meereswasserbehälter naturgetreu ein Stück der Helgoländer Felsenküste aus Helgoländer Felsgestein nachgebildet, so daß die Wasserbewohner dieser Küstenzone sich auch im Berliner Aquarium wie „zu Hause“ fühlen können. Da tummeln sich denn auch fidel und munter außer den für diese Küste charakteristischen Fischarten wie Blaufisch, Seelachs, Kalmutter, Knurrhahn, Kabeljau usw. auch Seeorpion, Einsiedler- und Taschenkrebse, Strandkrabben usw. genau so fidel und munter wie an der heimlichen Felsenküste. Ein anderes großes Aquarium dieser Abteilung zeigt die naturgetreue Nachbildung einer Basaltküste mit ihren charakteristischen Lebensformen wie Seesterne, Seenecken, Seeigel, Seerosen, Schwimmkrabben usw. Auch das Reapelers Lavabecken mit den diese Küstenformation charakterisierenden Organismen wie z. B. Seegurken, Seepferdchen, Schlangensterne, Koralschwämme usw. ist wahrheitsgetreu nachgebildet.

In kleineren Becken der Meereswasserabteilung finden wir dann einzelne Meeresstierformen oder solche, die in demselben Gebiet vorkommen. In einem kleineren Aquarium z. B. leben verschiedene Krabben, Seesterne, Aktinien und Einsiedlerkrebse zusammen. Ein anderes führt die vollendete Anpassung vor: Färbung und Zeichnung der Seezunge z. B. schließt sich dem Meeresgrund, beim Klippenbars dem Gestein an, auf dem er sich im Wasser ausruht. Wieder ein anderes zeigt prächtige Quallen oder sich mit allerlei Seepflanzen maskierende Meereskrebse (z. B. Spinnenkrabben) usw. Es ist natürlich nicht möglich, hier auch nur aufzuzählen, was wir an interessanten und oft höchst sonderbaren Lebensformen in dieser Abteilung vorfinden. Ebenjowenig läßt sich eine vollständige Nennung aller ausgestellten Formen für die Süßwasserabteilung geben. Da sehen wir fast alle Formen unserer mehr oder weniger gut bekannten Süßwasserfische, unter anderem auch Bachforellen in einem künstlichen Gebirgsbach, zwei riesige Welse, junge Aale, außerdem seltene ausländische Fische — mit Ausschluß der in den Tropen lebenden, denn die tropischen Fische sind im oberen Stockwerk, das Warmwasserbecken hat, ausgestellt. Außer Süßwasserfischen und Krebsen treffen wir hier noch den merkwürdigen Grottenolm aus dem Karstgebirge zusammen mit seinem nordamerikanischen Verwandten, dem Furchenmolch, dem armlangen Riesensalamander aus China usw.

Im oberen Stockwerke befindet sich das sogenannte Terrarium mit 19 großen und circa 60 kleinen Becken, das heißt die Sammlung von Amphibien (Kröten und Molchen) und Reptilien (Eidechsen, Schildkröten, Schlangen, Krokodile). Außerdem sind hier die schon oben erwähnten tropischen Fische ausgestellt. Rechts vom Eingang fallen da zuerst die riesigen Landschildkröten auf. Schräg vor ihnen steht der Behälter mit den Alligatoren. Dann sehen wir weiter Behälter mit faustgroßen Laubfröschen, die noch viel größeren (etwa tellergroßen) Ochsenfrösche und andere merkwürdige Froschformen, so die auf der Unterseite meist recht farbenprächtig (zum Beispiel gelb und blau, rot und blau) sich präsentierenden Unken. Unter den vielen ausgestellten Molchen fallen durch ihre Zeichnung und Färbung sofort die Marmormolche auf, die als die schönsten unter allen europäischen Molchen gelten dürfen, und die Wandmolche, die aus Kleinasien stammen und wohl die schönsten und stattlichsten unter allen Molchen sind.

In dieser Abteilung stehen auch Terrarien mit den mannigfaltigen Arten von Schlangen, die sich in dicken Sträußeln am Boden übereinanderlagern oder auf Baumstämmen aufgerollt haben; nur wenige sind in Bewegung. Ebenso träge liegen die meisten der anderen großen Reptilien aus der Ordnung der Echten auf dem Boden ihres Behälters oder auf den Baumstämmen desselben herum. Fast sieht es so aus, als ob sie alle tot wären. Viele schlafen auch. So z. B. die meisten Leguane und Barane, die von beinahe vorweltlich anmutender Form und Gestalt sind. Auch die Chamäteons sitzen fast auf ihren Nesten und schielen den Beschauer gelangweilt an. Lebhafter zeigen sich die eigentlichen Eidechsen, von denen prächtig gefärbte und gezeichnete Exemplare von ausländischen Arten vorhanden sind. Der Mittelraum dieses Stockwerks, der 27 Meter lang und 10 Meter breit ist, ist übrigens ganz mit Glas überdeckt und durch tropische Bepflanzung und eigenartige Verteilung des Wassers zu einem halbtrockenen Urwaldfluß hergerichtet worden, wo man von einer Querbrücke aus Bambus auf der einen Seite die Krokodile auf den Sandbänken liegen und auf der anderen Seite die Wasserschildkröten in ihrem Kämpel schwimmen sieht.

Im obersten Stockwerk endlich liegt das Insektarium. Hier sehen wir z. B. Kästen mit Honig sammelnden Bienen und Wespen, die infolge einer genial hergestellten Verbindung zwischen ihren Kästen und einer Öffnung im Saalfenster nach draußen, das heißt in den Garten, zum Zweck des Honigsammelns fliegen können. Wir finden dann Behälter mit verschiedenen Käfern, z. B. Wasserläufer, Holzbock, Hirschkäfer. Bei letzterem ist es sogar gerade jetzt möglich, die Umwandlung der Larve zum Käfer an einigen Exemplaren gut zu beobachten. Andere Behälter enthalten verschiedene Schmetterlinge oder deren Raupen und Puppen, wieder andere verschiedene Heuschrecken, darunter besonders auch das durch seine Nachahmung von Blättern auffällig „wandelnde Blatt“ oder die dürre Aestchen nachahmenden Stabheuschrecken. Außerordentlich nett mutet der große Schmetterlingsbehälter an, in dem auf der einen Seite eine fruchtbare grüne Wiese, auf der anderen ein Stückchen märkischer Heide Landschaft durch die Bepflanzungsweise sehr naturgetreu nachgebildet ist. Auf einer Insel in diesem Behälter befindet sich auch ein Ameisenhaufen. Jeder Insektenbehälter trägt übrigens oben noch ein kleines Kästchen, in das nach und nach die ganze Reihensfolge der Entwicklungsformen des betreffenden Insekts (aufgezeigt an präparierten toten Exemplaren) eingefügt werden soll. Diese Sammlung lebender Insekten ist einzigartig. Auch die technischen Einrichtungen verdienen so genannt zu werden.

Großartig sind übrigens die technischen Einrichtungen, die getroffen sind, um jeder Tierart diejenige Menge von Wärme, Feuchtigkeit oder trockener Luft, Licht usw. zuzuführen, das Wasser so zu erwärmen oder zu ventilieren, wie die betreffende Art es gerade braucht. In der Einzelausarbeitung aller dieser Einrichtungen steckt eine ungeheure Summe geistiger Arbeit, die in der Hauptsache wohl von Dr. Heinrot, dem Einrichter und zukünftigen Leiter des neuen Aquariums, aufgebracht worden ist.

M. H. B.

30 000 PK.

Von Fritz Müller in Zürich.

Auf dem Bahnhof Zürich stieß ich gegen einen langen Herrn. Besser: gegen seinen spizen Stod, den er wagerecht unterm Arm trug. Herr! rief ich, schmerzlich berührt, wie kann man seinen Stod aber auch so — so — so —

— so saubumm tragen, meinst du? sagte da der Herr und streckte mir die Hand entgegen. — Da war es ein alter Schul-kamerad, der seine Sommerreise machte.

Mein, jetzt so was, sagte ich besänftigt, du mußt schon verzeihen — aber, weißt du — diese wagerechte Stodtragerei ist wirklich —

— saudumm, weiß schon, lachte er, aber ich habe ihn gar nicht anders halten können, schau, ich hatte gerade im Baedeler geklättelt — Zürich, Sehenwertes, weißt du?

Su, wo kommst du her?

Heber Basel, Bern —

Was hast du in Basel gesehen?

Das Münster und —

Und in Bern?

Das Münster und —

Dann wirst du hier wohl auch das Münster ansehen müssen.

Das rätst du mir als Hiesiger?

Ich? Ich hab' dir nichts geraten. Aber dein Baedeker wird — Ach, die Reisebücher können mir gestohlen werden samt und sonders.

Na, na.

Run, ist's vielleicht nicht wahr — immer Kirchen, Museen, Spaziergänge — und alle lohnend, herrlich oder entzückend. Du vergißt die Denkmäler.

Jaja, Denkmäler mit und ohne Pferd, mit Standbein und mit Spielbein — Denkmäler der Arbeit, der brausenden Arbeit um uns will ich sehen in der Fremde — ich bin Ingenieur und — Oh, Ingenieur bist du geworden — und ich bin ein Mann der Feder — weißt du was, da gehen wir zusammen zu der dreißigtausendpferdigen Dampfmaschine —

Nach keinem Scherz, solch Konstrum gibt es nicht bei euch. Aber er hatte schon wieder erregt den Stoch wagerecht im Arm. Sein Bruder wadelte interessiert.

Nein, kein Scherz — draußen steht sie bei Escher, Wyß u. Co., abnahmefertig für euer größtes Elektrizitätswerk, das Rheinisch-Weisfällische in Essen — läuft heute probeweise — wir von der Presse sind eingeladen — gehst du mit?

Da ging er schon an meiner Seite und bestürmte mich mit Fragen — Tourenzahl — Dampflogramme — Ausnützungskoeffizient — Kohlenkonsum — Kapazität — und was weiß ich noch — ich verstand kein Wort davon. Darum sagte ich: Die Kapazität der Dampflogramme steht im umgekehrten Verhältnis zum Ausnützungskoeffizienten meiner Manuskripte.

Da verstand er und lachte. Und ich lachte mit. Aber da fiel mir doch was von der Technik ein: Hör mal, sagte ich, das neue Albulawerk der Stadt Zürich schickt den Strom von 24 000 Wasserpferdekraften vom Hochgebirge 140 Kilometer weit nach Zürich. Aus wieviel Turbinen?

Aus acht Turbinen zu je 3000 Pferdekraften.

Also leistet die eine Maschine, zu der wir unterwegs sind, noch ein Viertel mehr als diese acht zusammen an Licht und Kraft für eine Stadt von — von —

— zweimalhunderttausend Menschen aufbringen, ergänzte ich. Mein Freund war schon steifen gelblichen und rechnete in seinem Notizbuch. Weißt du, sagte er, was diese Maschineneinheit von 30 000 Pferden, in Licht berechnet, eigentlich bedeutet? Nun?

Eine Million Metallfadenlampen zu je 16 Kerzenstärken — stell dir einmal vor!

Und im Geiste sah ich eine Million Lampen nächtlich auf-flammen von einer Arbeitsstätte der Erde. Ihre Lichtgarben schossen in den Weltraum. Eine, der vom Mars sein Fernrohr erdwärts richten würde, müßte wahren, eine riesenhafte, ewige Feuerbrunst wüte nächtlich auf der Erde.

Wir waren tapfer ausgeschritten. Die Straßen wurden lichter. Die Stadt lag hinter uns. Noch weiter hinten lag alles, was die Reiseführer als sehenswert bezeichnen — mit einem Sternchen oder zwei. Ich sagte es meinem Freunde.

Ja, ja, gab er zur Antwort, wir brauchen neue Reiseführer. Solche, die auf Kamine weisen und auf Kraftstationen, auf Schächte und Maschinen, auf den Fleiß von hunderttausend Händen, auf die Wirksamkeit von Pionieren und von Kapitänen des Handels und der Industrie.

Ich spann seinen Gedankengang weiter: Also müßte es in einem zukünftigen Reisehandbuch von Berlin nicht mehr heißen: Durch das und das Tor zog einmal der General Zuleben mit zehn-tausend Mann, sondern: Durch dieses Tor zieht täglich der General Rathenau von dem größten Elektrolager der Welt mit seinen vierzigtausend Mann auf das Schlachtfeld einer gigantischen Arbeit, die die ganze Welt umspannt hat mit Kabeln und mit Strömen.

Ganz richtig — wir brauchen einen Baedeker der Arbeit, der an den Stadträndern beginnt, da wo der andere aufhört. Freilich, nicht nur auf die Kilowatt und den Dampfverbrauch dürfte sich der neue Baedeker beschränken — er müßte uns auch die Augen öffnen für die neue Schönheit der modernen Arbeit, für den Sonnenaufgang am Stiehlloch des Hochofens, für die Mittagsglut des Walzwerks, für die zeitungsrauschenden Gefilde der Notationsmaschine, für die Gebirgsketten unserer Fabrikate, für den Silbersees des Gufstahls, für die Kataomben unserer Gruben, die Besube unserer Essen —

Er hatte sich in Eifer geredet — wir standen vor dem Tore der Fabrik. Es tat sich auf — es schluckte uns mit andern ein — wir standen vor der Dreißigtausendpferdigen.

Wir Laien standen etwas unbehilflich vor dem Kolof. Ist er groß? Ist er klein? Es fehlt der Maßstab der Artit. Ich sah nur: meines Freundes Augen glänzten . . .

Ich hatte mir das Ding eigentlich größer gedacht, sagte ich ein wenig unsicher.

Das ist ja das Wundervolle, sagte mein Freund, die Dampf-turbine braucht für die gleiche Leistung nur ein Viertel der Boden-fläche unserer alten Dampfmaschine. Und hier ist kein Schwungrad, kein Gestänge, keine Kolben und Zylinder?

Das ist herrlich, nicht wahr? Eine technische Revolution, weißt du.

Und wo wird die Elektrizität erzeugt?

An derselben Welle der Turbine, dort vorne an den Dynamos. So geht keine Kraft verloren.

Ich bin begierig, wie das sein wird, wenn das Ganze läuft. Aber das tut es ja schon!

Nicht möglich — ich sehe doch keine Bewegung — ich spüre kein Erschüttern . . .

Die modernen Dampfturbinen sind Wunderwerke der Prä-zision. Lebrigsens hort am Ende, wo die Welle aus den Rund-gehäusen herborlugt, kannst du die Bewegung sehen.

Ich sah auf die Welle. Lautlos rotierte sie. Des Tages Lichter spielten stumm darüber. An leisen Reflexen sah man die Be-wegung.

Tausend Umdrehungen in der Minute, sagte mein Freund leise.

Er legte seine Hand leicht auf eine Schraubenmutter des Ge-häuses. Ich tat desgleichen. Ein feines Summen und Vibrieren lief durch meine Fingerspitzen — nichts weiter.

Ich trat zurück. Eine Wolke flog vor dem Hallenfenster über die Sonne. Es ward ein wenig dunkel in dem Saale. Mythisch lagerte es über der Maschine. Wie eine beringte Riesenkäse lag das dunkelglänzende Ding vor uns — unbeweglich, lauernd, Gigantenkraft in den gestrafften Sehnen. Gleich wird sie sich zum Sprunge buden — gleich wird sie springen — durchs Fabrik-dach — hinüber über die Mauer — hinaus ins Land — mit dem Eisentaken auf die Fluren . . . Nein, nein — es ist mit Ketten angeschmiedet — fest an die Erde angefaugt, aus der es seine Kraft bezieht — aus der Kohle. Gelöst von Mutter Erde, ist es totes Eisen — mit ihr verbunden glüht sie Riesenkräfte in die Kabel, beleuchtet Städte, läßt weit im Kreis Maschinen surren, treibt Bahnen, läßt brausendes Leben aus den dünnen Kupfernerven sprühn, mit denen sie das Land umzieht. Nein, keine wilde Rache auf dem Sprunge — ein braver Arbeitsriebe, ein unermüdlicher . . .

Der Erde größte Kraftmaschine, ergänzt mein Freund mein Denken, ohne daß er's weiß.

Ist keine größer in der Leistung?

Nein, keine. Und nur eine ist ihr gleich. Sie hat noch eine Schwester drüben überm Ozean im Waterside-Kraftwerk in New York, und die Edison-Gesellschaft hat sie gebaut.

Und jetzt hat also eine schweizerische Fabrik den Ruhm, die zweite —?

Du vergißt, daß die Aktien von Escher, Wyß u. Co. samt und sonders in deutschen Händen sind — die Fäden gehen nach Frank-furt zu Lahmeher und von da nach Berlin zum A. G. Kolof — du selbst hast vorhin Rathenau erwähnt, der täglich durch das Tor zieht mit den Vierzigtausend . . .

Also eine schweizerisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft?

Ja, für Kapital und Arbeit gibt es keine Grenzen. Noch eine gute Weile standen wir vor der Maschine. Schweigend. Nur die Gedanken wirbelten mit der Maschine.

Dann gingen wir. Wie man aus einer Kirche geht. Ich bin noch aus keinem andächtigeren Gottesdienst gekommen.

Und die Maschine geht also nach Deutschland, sage ich im Gehen.

Ja, nach Essen, sagtest du, in das Herz der deutschen Industrie. Dort wird sie dicht an einem Kohlenstachthe ruhen. Ein für allemal. Neben ihr faust der Förderwagen in die Tiefe und bringt ihr Futter, stündlich, nächtlich, unaufhörlich.

Wieviel?

Wenn sie voll läuft, 32 Doppelwagen Kohle im Tag.

Das sind?

Das sind 320 000 Kilogramm Kohle im Tag, eine Drittel-million.

Ich erschrecke vor den Zahlen. Sie geben mir kein Bild mehr. Sie zerfließen.

Und was tut die Dreißigpferdige dort?

Sie erzeugt Elektrizität —, läßt Förderkörbe in den Schächten jahnurren — sie zieht die schlagenden Wetter aus den Schächten — treibt frische Luft ins Innere der Erde — setzt Sumpfungspumpen in Bewegung — speit Ströme Bergwerkswasser aus den Schächten — schiebt die Kohlenwagen unter Tage — taucht die Nacht der Städte in die Weißglut ihrer Strahlen — spielt im Walzwerk mit den glühenden Blöden — hebt sie, wendet sie und schiebt sie unter Walzen — speist ein Netz von Straßenbahnen — dreht die größte und die feinste der Maschinen — leuchtet dem Leiter des Stahlstrutes ebenso gut wie dem Volksschulbuben bei der späten Schulaufgabe — und wird nicht eher ruhen, bis sie eines Tages dem letzten Arbeiter die Suppe am elektrischen Ofen lochen wird.

Du scherzest?

Nein, es ist nur eine Frage des Preises für das Kilowatt. Wenn das mal einen Pfennig kosten wird gegen vierzig vor zehn Jahren —

Ja, wenn!

Ich glaube nicht, daß der Weg noch so weit sein wird zum elektrischen Kilowattpfennig. Ich höre schon von drei und vier Pfennigen für die Großlieferungen in Rheinland und Westfalen.

Und was geschieht dann mit der Kohle, die man jetzt in Tausenden von Wagen täglich aus eurer Heimat ins Land führt?

Mit den dreißigtausend Doppelwagen, meinst du, die man aus dem Ruhrgebiet jeden Tag auf beruhten Wegen hinausrollt — dreihundert Millionen Kilogramm am Tag, verstehst du —, ich

denke, die wird man eines Tages ersehen durch die reinlichen unterirdischen Adeln. In diesen wird dann die durch die Sonne in der Kohle vor Jahrmillionen aufgespeicherte Kraft radienförmig in das Reich hinausströmen — Hunderte von Kilometern weit — und reichlicher und billiger als je vorher.

Wir waren an der Salztelle der Trambahn angekommen. Mit ganz anderen Augen sah ich jetzt die eingelebten Kollchen an den Drähten oben laufen. Wir stiegen ein. Der Lärm der Stadt schlug wieder an die Ohren. Es wimmelte in den Straßen. Und wir kam es plötzlich vor, als ob alle diese Menschen, alles das Getriebe in den Straßen gelenkt würde — an unsichtbaren Fäden — von der Dreihunderttausendpferdigen, von der wir kamen.

Wir standen im Bahnhof. Der Zug meines Freundes fuhr in zehn Minuten. Wir gingen auf und ab.

Das war nett von dir, daß du mir dies Gesicht von Zürich zeigst, sagte mein Freund.

Und ich danke dir dafür, daß du's erklärtest.

Nichts von Dank. Aber denk einmal darüber nach: Ihr Leute von der Feder solltet wirklich einmal den neuen Baedeker schreiben — du weißt schon, den der Arbeit.

Ich sah ihn an. Es war ihm ernst.

Und dann stand er schon auf dem Trittbrett. Da schob mir noch ein Gedanke durch den Kopf: Hör mal, sagte ich, wird das die größte Maschine bleiben?

Nein, man wird noch größere konstruieren.

Und dann — wo ist die Grenze?

Wir können sie nicht sehen.

Ist das nicht eigenümllich, daß nicht nur bei den Maschinen, daß überall derselbe Konzentrationsprozeß zu Riesengebilden sichtbar wird?

Ja, in den Syndikaten, in den Trusts, in den Mammutbanken. Und in den Städten selber, die so riesig wachsen, in der geschlossenen Arbeiterbewegung — überall der Massentritt, die Massenwirkung. Und was wird das Endziel von dem allem sein?

Die kompakte Menschheit, sagte er ernst und drehte sich auf dem Trittbrett um, weil eben der Zug anzog. Und dabei stieß er mir wieder seinen spitzen Stock, den er wagerecht im Arme hielt, an den Körper.

Donnerweiter! sagte ich, weil es weh tat.

Nicht fluchen, winkte er noch unter der Tür zurück, wer weiß, wozu es gut ist!

Er meinte die kompakte Menschheit und ich den Stock. Da konnte ich wieder lachen. Und das war gut so: Die Dreihunderttausendpferdige und die Gedanken, die sie löste, hatten doch ein wenig schwer auf mir gekniet.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Wohlfeile gute Bücher. Der Inselverlag bringt wieder eine neue Serie seiner 50 Pf. Bändchen. Diese schöne Sammlung noch weiter zu empfehlen, erübrigt sich. Was früher wiederholt von diesem Unternehmen gesagt wurde, gilt im vollen Maße auch von der jüngsten Serie. Man findet wieder Novellen von Tolstoj. Dann ist der seine Schwede Hallström vertreten. Ferner Stenbald, Heinrich Mann und Stifter. Das Volksbuch vom Herzog Ernst und die Kinderlieder aus dem Wunderhorn illustrieren die Volksdichtung. Zwei schöne Büchlein sind die Legenden vom Heiligen Franz und der Urfaust, die seinerzeit aufgefunden und von Erich Schmidt herausgegebene Frühfassung der Goetheschen Dichtung. Sehr viel Freude macht die entzückende Geschichte der Ricarda Huch: „Der Lebenslauf des heiligen Bonnehald Büd“, eines Stroches, der sich der göttlichen Gnade, die bekanntlich auch nicht immer nach Verdienst und Würdigkeit verliehen wird, gar nicht erwehren kann, zum Entsetzen seiner Vorgesetzten.

Auch die Romanbibliothek des Inselverlags, die hübschen roten 3 M. Bände, die die besten Romane der Weltliteratur vereinen sollen, haben Zuwachs bekommen. Sehr verdienstlich erscheint mir eine Ausgabe des Titan von Jean Paul. Dieser deutscheste von all unsern Dichtern, sowohl in seinen Vorzügen wie in seinen störenden Willkürlichkeiten, ist heute nur Leuten zugänglich, die Ruhe und unnerböse Bestimmtheit übrig haben. Nun sucht Hermann Hesse diesen Autor uns wieder näher zu bringen. Durch kluge chirurgische Eingriffe sucht er die schlimmsten Auswüchse phantastischer Willkürlichkeit, die uns von Jean Paul zurückscrecken, zu entfernen, so daß seine reinen Qualitäten wirklich zum Vorschein kommen können. Man muß seine taktvolle geschickte Hand loben, denn er hat durch seine Operation den Titan wieder lebensfähiger gemacht. In der Romanbibliothek erschienen ferner noch Tolstoj's Anna Karenina, Stenbald's Rot und Schwarz und Morides Maler Nollen in der ersten Fassung. Singulärerweise ist auch auf eine wunderbar gedruckte billige Ausgabe von Goethes Italienischer Reise mit Nachbildung von interessanten Handzeichnungen des Dichters, 2 Bände, 7,50 M., die der Inselverlag herausbrachte. ph.

Vom Menschen.

Wie alt ist der zivilisierte Mensch? Um diese Frage tobte in der anatomischen Sektion des Internationalen medizinischen Kongresses, der soeben in London getagt hat, ein harter Kampf, in dem es nicht an heftigen Ausfällen fehlte. Wir brachten

vor einigen Monaten eine Notiz über Schädelfragmente, die in England auf dem Pittdown Common gefunden wurden. Die Stücke wurden von Dr. Smith Woodward, dem berühmten Geologen und Stusos der geologischen Abteilung des Britischen Museums rekonstruiert. Auch der nicht minder berühmte Anatom und Stusos des Chirurgischen Museums Professor Keith unterzog die Fragmente einer Rekonstruktion. Aber die Resultate, zu denen die beiden Gelehrten kamen, sind grundverschieden. Zweifellos sind die Fragmente von sehr hohem Alter (man rechnet etwa 1 1/2 Millionen Jahre), auch wird allgemein zugegeben, daß das Wesen, dessen Kopfteile vorliegen, ein affenähnliches Kinn besaß. Aber hier hört die Uebereinstimmung auch auf. Dr. Smith Woodward will diesem prähistorischen Menschen ein Gehirn von nur 1070 Kubikzentimeter gönnen, während ihm Professor Keith eine Gehirnapazität von 1500 Kubikzentimeter, also das Gehirn des modernen Menschen zuschreibt. Dr. Smith Woodward behauptete, daß die eigentümliche Beschaffenheit des Unterkiefers ihn berechtige, von einer neuen Gattung zu sprechen, und er vertheidigte daher den Namen Euanthropus dawsonii.

Gegen seine Ausführungen zog Professor Keith energisch ins Feld. Er erklärte, daß unser alter Vorfahr weder atmen noch essen konnte, wenn die Schädelrekonstruktion des Referenten richtig sei. Unter Auseinandersetzung anatomischer Regeln führte er aus, daß Dr. Smith Woodward einen Irrtum begangen hätte. Der Wiederaufbau eines Schädels hänge nicht von Meinungen ab, sondern lasse sich bei dem Vorhandensein gewisser Data mit mathematischer Sicherheit vollziehen. Denselben Irrtum habe man gemacht, als der Neanderthaler zuerst entdeckt wurde. Der Mensch von Pittdown habe die Augenbrauenvorsprünge des modernen Menschen, auch sei bei ihm jede Gehirnwindung des modernen Menschen deutlich vertreten. Doch die affenähnliche Bildung des Unterkiefers zeige das hohe Alter dieses ältesten Exemplars des Menschen, das bisher in Europa entdeckt wurde. Der Kiefer von Pittdown sei weit älter als der Heidelberger Kiefer, der schon menschliche Züge aufweise. Der Fund zeige uns, daß schon zu Anfang des Pleistozäns oder zu Ende des Miozäns das menschliche Gehirn seine volle Größe erhalten habe. Professor Elliot Smith erklärte, daß ihn die Größe des Gehirns, die Professor Keith diesem prähistorischen Menschen zuerkenne, nicht überrasche. Er habe stets behauptet, daß sich die Vermenschlichung der Gesichtszüge und der Kiefer erst vollzog, nachdem das menschliche Gehirn seine volle Größe erreicht hatte. Wie schon erwähnt, ging es hier, wie bei so manchem früheren Streit um die Schädel unserer Vorfahren, nicht ohne persönliche Ausfälle ab. So sagte der Anatom in bezug auf die Rekonstruktion des Geologen, daß er einen Schüler um zwei Jahre zurückversetzt hätte, der ihm einen solchen Schädel gebracht hätte.

Etwas Bestimmteres förderte die Besprechung nicht zutage. Aber anregend auf die Phantasie muß die Entdeckung dennoch wirken. Wenn der Mensch schon seit etwa 1 1/2 Millionen Jahren dieselbe Gehirngröße hat, wieviele Zivilisationen müssen dann im Staub der Erde schon begraben sein?

Aus dem Pflanzenleben.

Das Gift des Eisenhutes. Der Eisenhut gehört zur Familie der Ranunkeln und bildet die Gattung Aconitum mit einer ganzen Reihe von Arten, die ohne Ausnahme stark giftig sind. Das wußte man schon im Altertum, sowohl in Griechenland wie unter den germanischen Völkern. Die Griechen ließen den Eisenhut aus dem Geifer des Höllenhundes Perberus erwachsen. In guter und schlimmer Absicht wurden diese Gifte jedenfalls schon zu sehr früher Zeit von dem Menschen benutzt, doch ist es der modernen Wissenschaft vorbehalten geblieben, ihre Wirkung auf den tierischen und menschlichen Organismus genau festzustellen. Früher machte man Versuche mit solchen Giften auf ebenso eigenartige wie gewissenlose Weise an Verbrechern, was insbesondere für den Eisenhut bezeugt ist. Die wissenschaftliche Bezeichnung Aconitum rührt aus dem Griechischen her, ist aber in ihrer Bedeutung rätselhaft geblieben. Die seltene Form der Blüten hat die Einbildungskraft des Volkes in allen Ländern und zu allen Zeiten angeregt. Daher stammen die vielen verschiedenen Namen der Pflanze wie Mönchskappe, Jupiterhelm, Venuswagen, Maslenblume usw. Die Gattung ist sehr weit verbreitet, nicht nur in der Alten Welt bis nach Sibirien und Japan hin, sondern auch in Nordamerika, und es gibt kein Volk, das nicht die giftigen Eigenschaften der Pflanze erkannt hätte. In Nordindien soll das Gift des Eisenhutes bis auf den heutigen Tag zur Vergiftung von Pfeilen verwendet werden, die auf der Tigerjagd benutzt werden, und nach einwandfreien Zeugen kann ein Tiger, der von einem solchen Pfeil getroffen wird, höchstens noch 50 Meter zurücklegen, ehe er tot zusammenbricht. Das aus den Wurzeln oder Wäldern gewonnene Gift bildet nicht einen einzelnen Stoff, sondern ist aus fünf verschiedenen Giften zusammengesetzt, die von der Chemie als Aconitin, Isoaconitin, Aconin, Napellin (von der bekanntesten Art Aconitum napellus) und Homonapellin bezeichnet werden. Auf die Wurzeln wirkt das Gift beruhigend und wird daher zur Behandlung von Neuralgien benutzt. Dabei ist aber in jedem Fall die äußerste Vorsicht notwendig, da manche Menschen schon durch die kleinsten Mengen in Lebensgefahr gebracht werden. Ein Milligramm genügt fast immer, den Tod herbeizuführen.